

(Nachdruck verboten.)

2]

Parpanese.

Von M. v. Raymond.

Die Sache wurde vertuscht. Man rechnete mir den Umstand zugute, daß mich der Auditor ohne Weisung gelassen hatte; dieser aber, ein ältlicher und schon etwas klapperiger Herr, nahm fast unmittelbar nach jenem Ereignis seinen Abschied. Parpanese lag sehr lange im Lazarett und wurde dann als Ganzinvalide mit Lauspfaß entlassen. Die Kameraden mußten ihm wohl erzählt haben, auf welche Weise er damals um den grausamen Kontermarisch herumgekommen war, denn kurz nach seinem Abgang vom Regiment übergab mir mein Bursche eine recht kunstvoll aus Brotteig gefnetete und buntbemalte Madonnenfigur, die ihm auf den unglaublichsten Umwegen in die Hände gespielt worden war. Parpanese hatte sie auf seinem Schmerzenslager verfertigt.

Siebenzehn Jahre waren seither verstrichen. Der große Krieg von 1866 war beendet; Venetien, das bekanntlich von Oesterreich an den Kaiser Napoleon abgetreten worden war, sollte in den nächsten Tagen in den Besitz Italiens übergehen. Hier herrschten die merkwürdigsten Zustände. Die Oesterreicher hielten noch das Festungsbereich und Venedig besetzt, wo man an einer und derselben Mauer Plakate angeschlagen sah, von denen eines eine Proklamation des französischen Generals Deboeuf als Vertreter des derzeitigen Landesherrn ein zweites eine wohlgemeinte Mahnung des k. k. österreichischen Plakokommandos zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, ein drittes die Bekanntmachung des demnächst bevorstehenden feierlichen Einzuges Viktors Emanuels enthielt. In dem zwischen dem Torre, Audrio und Fionpo gelegenen Landwinkel, der zu dem an Italien fallenden Gebiete gehörte, standen ebenfalls noch österreichische Truppen, die — rein pro forma — am Torre und unteren Fionpo den Vorphostendienst versahen und sich um alles weitere ebensowenig bekümmerten als die in dem aufgegebenen Lande noch vorhandenen österreichischen Behörden und Sicherheitsorgane. Zu allem Ueberfluß herrschte auch noch die Cholera, und der Eisenbahnverkehr war streckenweise unterbrochen.

Unter diesen wenig einladenden Verhältnissen reiste ich mit meiner kleinen Familie durch Oberitalien nach der Schweiz. Von Triest bis Cormont hatte ich die Bahn benutzt, dann aber vorgezogen, ein Fuhrwerk zu mieten, das uns zunächst nach Udine bringen sollte. Der Betturino (Kutscher) war ein äußerst gesprächiger Bursche, der alles Mögliche zu berichten wußte und alles Mögliche wissen wollte. Natürlich drehte sich die Unterhaltung hauptsächlich um den eben ausgefochtenen Krieg, und dieses Thema interessierte den Fuhrmann so lebhaft, daß er darüber gänzlich vergaß, auf sein Geßpann zu achten. Dicht vor dem alten, romantisch an den eheumspinnenen Felsufer des Natifone gelegenen Friaulerstädtchen Cividale rumpelte das wohl schon etwas altersschwache, mit vier erwachsenen Personen, zwei Kindern und reichlichem Gepäck beladene Fuhrwerk gegen einen Stein an und brach zusammen. Hilfe war glücklicherweise rasch zur Hand, und der herbeigerufene Schmied erklärte, den Schaden zur Not wieder ausfliden zu können; doch werde die Weiterfahrt nach Udine erst gegen Abend angetreten werden können. Ich mußte mich also wohl oder übel bequemen, im nächsten Albergio Quartier zu nehmen. Dorthin wurde auch das Gepäck geschafft. Der Betturino schob jetzt natürlich alle Schuld auf seine armen Pferde, denen er eine schier endlose, mit den greulichsten Fluch- und Schimpfsworten gewürzte Strafpredigt hielt, und auf die Ueberlastung des Wagens, für die er mich verantwortlich zu machen versuchte. Nachdem ich ihm aber, das Mißliche meiner Lage wohl erkennend, die beruhigende Versicherung gegeben hatte, daß ich die Hälfte der Reparaturkosten auf mich nehmen und wegen der anderen Hälfte nach glücklicher Ankunft in Udine noch mit mir reden lassen wolle, schlug seine Stimmung wieder um, und mit epischem Schwunge pries er jetzt die Madonna und alle Heiligen dafür, daß sie ihm einen so großmütigen Passagier zugewendet hatten. Inzwischen hatte sich allerhand müßiges Volk, darunter etliche recht verdächtig aussehende Gestalten,

um uns angesammelt, um sich an der Wegschaffung des Gepäckes und des Fuhrwerkes hülfreich zu beteiligen. Alle diese Leute beanspruchten nun Belohnung für ihre Mühewaltung, und mein Kleingeld fand reißenden Absatz. Endlich war auch das überstanden, und der Betturino zog mit seinem Brad nach der Schmiede ab, gefolgt von einem Häuflein besonders Neugieriger, denen er nun das große Ereignis mit breitester Umständlichkeit und in phantasivollster Ausschmückung nochmals auseinandersetzte.

Glücklicherweise hatten weder meine Frau noch die beiden Kinder und ihre Bonne bei dem Unfalle irgendwie Schaden genommen; um so lebhafter machte sich aber jetzt das Bedürfnis nach einer kräftigen Mahlzeit geltend. Ein guter Tropfen „Nostrano“, ein Zeller Risotto, ein schmachtendes Perlhuhn und zum Schluß ein aus frischen Feigen, Weintrauben, Pfirsichen und köstlichem Mailänder Stracchino zusammengesetztes „Giardinetto“ findet sich in diesem gesegneten Lande selbst in der einfachsten Bauernschänke, geschweige denn in einem am Saume eines städtischen Weichbildes gelegenen Albergio; in kulinarischer Beziehung hatten wir also durchaus keinen Mangel zu leiden. Um den herrlichen Herbsttag und den Ausblick auf die malerische Maggiore-Gruppe zu genießen, die sich im Hintergrunde der einstigen langobardischen Herzogsstadt erhob, ließ ich in einem an das Haus anstoßenden Gärtchen den Tisch für uns decken. Dort wollte ich auch Siesta halten, während Frau und Kinder Erholung von den Anstrengungen und Aufregungen des Tages und neue Kräftigung für die weitere Reise in einem ausgiebigen Nachmittagschlaf finden sollten. Eben hatte ich mir eine Virginia angezündet, um mit ihrem feinen blauen Wölkchen meine Gedanken in die sonnige Luft hinaus schweifen zu lassen, als ein Mann, der sich unbemerkt in den Garten eingeschlichen hatte, mit einer sehr respektvollen, aber keineswegs unterwürfigen Verbeugung an mich herantrat und um die Erlaubnis bat, mir einige Kunststücke vorführen zu dürfen. Diese Art verschämten Bettels war mir bereits von meinem früheren Aufenthalt in Italien her bekannt; ich wollte aber den armen Teufel nicht abweisen, weil er mein Mitleid erregte. Es war einer jener Proletariertypen, denen man in Italien nicht selten begegnet: ein Gentilomo in Lumpen. Das von einem langen, grauen Bollbart umrahmte Gesicht zeigte edle Formen, zugleich aber auch tiefe Spuren des Elendes und der Verkommenheit; die hohe Gestalt war schlotterig und ausgemergelt, Haltung und Manieren hatten etwas natürlich vornehmes, das aber in grausam hohnvollem Widerspruch zu dem verwehrtesten Zustande der äußeren Erscheinung stand. Ich glaubte den Mann schon früher unter den Leuten bemerkt zu haben, die meinen zusammengesetzten Wagen umstanden hatten; unter denen, die sich zuletzt ein Trinkgeld erbettelt hatten, war er jedoch nicht gewesen. Auch jetzt wollte er sich nicht mit einem Almosen abfertigen lassen; das Geldstück, das ich ihm hinschob, ließ er unberührt, zog dagegen ein Brettchen und ein spitzes Messer hervor und begann mit der Vorstellung. Die Linke legte er mit ausgepreizten Fingern auf das Brett, mit der Rechten ergriff er das Messer und stieß dieses, mit unheimlicher Geschwindigkeit von Spalte zu Spalte hüpfend, in die von den Fingern nicht bedeckten Zwischenräume. Dieses nervengreifende Schauspiel war für mich die reine Höllequal; aber ich wagte es nicht, dem Künstler Einhalt zu gebieten, aus Furcht, ihn unsicher zu machen. Dagegen kam mir von anderer Seite Hilfe; der Wirt hatte vom Hause her den Einschleicher bemerkt und kam nun mit geballten Fäusten angerannt um ihn zu verschrecken. „Où, Parpanese . . . stol d'uncane!“ brüllte er schon von weitem dem armen Kerl zu, der Brett und Messer schleunigst in seinen Taschen verschwinden ließ; „hab' ich Dir nicht verboten, mein Haus zu betreten? Mach, daß Du fortkommst, oder . . .“

Eine Flut von Scheltworten ergoß sich über den Eindringling. In meinen Ohren hallte aber nur ein einziges Wort wieder: Parpanese! Und wie ich nun den Mann schärfer ins Auge faßte, wie ich ihn da vor mir stehen sah, das verfallene Gesicht von jäh entflammter Bornsröte durchglüht, die hohe Gestalt in lauerndem Troke gleich einer sprungbereiten Rahe sich zusammenkrümmend, da zweifelte

ich auch keinen Augenblick länger: das war der Parpanese aus meiner Leutnantszeit!

Natürlich durfte diese interessante Begegnung nicht so knall und fall abgebrochen werden. Ich erklärte daher dem Wirt kurzweg, daß ich den Mann selbst herbeigerufen habe, um mir von ihm die Zeit vertreiben zu lassen, und ließ für ihn, um ihm das Gastrecht zu sichern, eine Flasche kommen. Der Wirt war sehr erstaunt und Parpanese noch mehr. Dieser hielt mich jedenfalls für einen begeisterten Verehrer seines Kunstgenres und wollte sofort die Vorstellung wieder aufnehmen; ich gab ihm jedoch zu verstehen, daß ich es vorzöge, ein wenig über Land und Leute mit ihm zu plaudern. Und nun begann ich ihn auszuholen; ob er in der Gegend zu Hause sei, ob er seine „Kunst“ schon lange betriebe, ob er vom letzten Kriege etwas zu sehen bekommen habe und dergleichen mehr. Er beobachtete jedoch in seinen Antworten große Zurückhaltung, und es schien mir sogar, daß meine Fragen Mißtrauen in ihm erweckten. Als ich endlich direkt auf mein Ziel zusteuerte und ihn fragte, ob er Soldat gewesen sei, antwortete er nur mit einer unwilligen, wegwerfenden Handbewegung. Ich ließ ihn aber nicht mehr los. „Ich habe nämlich selbst in einem venezianischen Regiment gedient!“ fuhr ich fort, gleichsam um meine Frage zu begründen. Diese Mitteilung schien ihm indes höchst gleichgültig zu sein, und er erwiderte darauf nur mit einem kaum merklichen Achselzucken. Ich mußte daher noch deutlicher werden. „Der Flügelmann meiner Kompanie hieß Parpanese, wie Sie!“ warf ich in scheinbar gleichgültigem Tone hin. Jetzt schnellte er empor und starrte mich mit einem tiefdringenden, fragenden Blicke an. „Ich besitze noch jetzt ein hübsches Andenken von ihm,“ fügte ich mit bedeutungsvollem Nachdruck hinzu, „eine Madonna, aus Brot geknetet . . .“

Jetzt wurde es endlich licht in seinem Gedächtnis. Sior Tenente — o, Sior Tenente!“ rief er tief ergriffen mit vor Erregung erschlaffter Stimme aus, und ehe ich es verhindern konnte, hatte er sich vor mir auf die Knie geworfen und drückte schluchzend sein Gesicht auf meine Hände . . .

Von diesem Augenblick an war Parpanese wie umgewandelt. Seine frühere Verschlossenheit wandelte sich in lebhafteste Mitteilbarkeit um. Offen rollte er sein ganzes Lebensbild vor mir auf; ich sollte wissen, daß er ein unglücklicher, aber kein schlechter Mensch war. Als Junge war er zu einem Bildhauer in die Lehre geschickt worden; das Handwerk hätte ihm schon gefallen können, aber der Meister nicht, denn bei dem gab es mehr Prügel als zu essen. Deshalb war er ihm schließlich durchgegangen und hatte sich danach bald als Jacchin in den Städten, bald als Feldarbeiter auf dem Lande durchgeschlagen. Lange hatte es ihn nirgends gelitten, denn er war eben von Kindesbeinen auf ein trotziger und leidenschaftlicher Geselle gewesen. Bald gab's Händel mit dem Brotherrn, bald Schlägereien mit feinesgleichen, und nachdem er erst ein paarmal wegen verschiedener Gewalttätigkeiten hinter Schloß und Riegel gesetzt und „polizeibekannt“ geworden war, gab es für ihn kein Einlenken in geordnete Bahnen mehr. Schließlich hatte man ihn als „Malvivente“ zu den Soldaten gesteckt und der Name blieb an ihm haften, wie das Brandmal eines Galeeren-Sklaven. Wer nimmt einen „Malvivente“, einen mit Aufpaß entlassenen Soldaten in Dienst, wer gibt ihm Arbeit? Mit Mißtrauen und Verachtung weist man ihm überall die Tür, und die Polizei sorgt schon dafür, daß er nirgends sich festsetzen kann. „Und doch!“ — so schloß Parpanese seine düstere Lebensschilderung — „habe ich in meinem ganzen Leben nicht eine einzige unehrliche Handlung begangen!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Zähmung des Hundes.

Von Dr. Th. Zeil (Berlin).

„Der Hund,“ sagt Friedrich Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, die der Mensch jemals gemacht hat. Die ganze Art ist unser Eigentum geworden, jedes Einzelwesen gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebrauchen, kennt und verteidigt dessen Eigentum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieses entspringt weder aus Not noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Ge-

ruchs haben für den Menschen aus ihm einen mächtigen Gehülfen gemacht, und vielleicht ist er sogar notwendig zum Bestande der Gesellschaft des Menschenvereins. Der Hund ist das einzige Tier, das dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist.“

Cuvier hat recht, daß die Zähmung des Hundes von außerordentlichem Nutzen für die Menschheit gewesen ist. In Vendidad, dem ältesten und ächtesten Teile des Zend-Avesta, einem der ältesten Bücher der Menschheit, heißt es sogar: Durch den Bestand des Hundes bestehe die Welt. Daß jedoch die Zähmung des Hundes merkwürdig gewesen ist, möchte ich bestreiten.

Eine Merkwürdigkeit der Zähmung oder, wie andere meinen, eine große Schwierigkeit könnte doch nur dann vorliegen, wenn die Stammform, oder, da diese bei unseren Hunden nicht mehr nachzuweisen ist, die verwandten Formen als unzählbar bekannt wären. Die Vettern unseres Hundes, also Wolf, Fuchs, Schakal sind aber gerade in ihrer Jugend fast ausnahmslos leicht zähmbar.

Eine Merkwürdigkeit könnte man mit Recht die Zähmung unserer Rasse nennen, wenn diese von der Wildraße abstammte. Selbst jung gefangene Wildhaken verhungern häufig lieber, als daß sie vom Menschen sich füttern lassen.

Der verschiedene Grad der Zähmung bei Hund und Raçe zeigt sich auch im folgenden. Bekanntlich verwildert eine Raçe sehr leicht, zumal sie sich mehr an das Haus als an die Person ihres Herrn anschließt. Fast alle Hunde fühlen sich hingegen unglücklich, wenn sie von ihrem Herrn getrennt sind. Man braucht nur eine Hundeaussstellung zu besuchen und wird von dem Gewinzel und Geheul der verlassenen Hunde Ohrschmerzen bekommen. Hin und wieder kommen auch verwilderte Hunde vor, aber sie bilden sicherlich die Ausnahme. Regelmäßig wird ein Hund, der von seinem Herrn verstossen ist, sich nach Möglichkeit bald einen neuen Gebieter suchen. Das tut er auch, wenn er den bisherigen Herrn verloren hat und nicht wiederfinden kann. Mir ist es mehrfach passiert, daß herrenlose Hunde sich mir durchaus anschließen wollten.

Mag nun auch der Hund das älteste Haustier sein, so kann doch unmöglich die jahrtausendlange Zähmung allein diese Sucht, sich dem Menschen anzuschließen, herborgerufen haben. Man muß vielmehr annehmen, daß bereits die Stammform des Hundes in einem gewissen vertrauten Verhältnis zum Menschen stand.

Man darf dabei nicht vergessen, daß nicht bloß zum Menschen, sondern auch zu anderen großen Tieren kleinere Tiere sogar in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Löwe und Tiger erbeuten nicht nur Wild für ihren eigenen Magen, sondern an ihrer Tafel schmausen zahlreiche Schmarotzer, namentlich Schakale und Hyänen, sowie zahlreiche Geierarten. Das ist unbestrittene Tatsache. Zweifelhaft ist hingegen, was von Eingeborenen behauptet wird, daß die Schakale den großen Raçen Wild zutreiben. Wäre das der Fall, so würde hier ein Kompagniegeschäft vorliegen, wie es zwischen Menschen und Hund stattfindet.

In der freien Natur kommen derartige Gegenseitigkeitsverhältnisse nicht selten vor. Schon den Alten ist es aufgefallen, daß z. B. der Krotobilwächter das Krotobil vor Gefahren warnt und sich dafür an dem Ungeziefer labt, das sich am Leibe des Ungetüms findet. In ähnlicher Weise warnt der Madenhader, der fortwährend Begleiter von Raschörnern, Büffeln und dergleichen, diese Tiere vor Gefahr. Auch hier wird dieser Dienst nicht umsonst erwiesen, sondern die Vögel nähren sich ebenfalls von den Schmarotzern der großen Tiere.

Unbekannt ist ferner, daß in der Nähe der Haifische und Rochen sich fast immer Lotosfische aufhalten. „Ich habe immer,“ sagt Comerson, „die Erzählung von dem Losen des Haifisches für eine Fabel gehalten, mich nun aber doch durch den Augenschein überzeugt, so daß ich nicht mehr an der Wahrheit zweifeln kann. Daß diese Losen die Brocken verzehren, die der Hai fallen läßt, begreift man; daß er sie nicht verschlingt, wenn sie ihm immer um die Nase schwimmen, begreift man nicht. Oft habe ich gesehen, wie ein Lotosfisch nach dem ausgeworfenen Speck schwamm und dann zurück zum Hai ging, worauf dieser sogleich selbst kam. Fängt man den Hai, so folgen ihm seine Losen, bis man ihn emporwindet, und erst dann fliehen sie. Finden sie aber keinen anderen Hai, so halten sie sich an das Schiff selbst und folgen diesem oft mehrere Tage lang, bis sie wieder ihr Glück gemacht haben.“

Die Ursache des Freundschaftsverhältnisses zwischen beiden Fischen, meint Brehm, hat man verschieden gedeutet. „Einige glauben, daß der Lotosfisch seinen Hai zum Raube führe, vielleicht in der Hoffnung, von demselben auch seinen Teil zu erhalten, andere, wohl mit mehr Recht, daß er im Geleite des fürchterlichen Raubtieres sich vor den Nachstellungen seiner schlimmsten Feinde, kehrender Raubfische, sicher fühle, dem Haie aber durch die Gewandtheit seines Schwimmens leicht zu entgehen wisse. Ein Verhältnis zwischen beiden scheint übrigens bestimmt obzuwalten, der Lotosfisch also nicht allein um den Hai, sondern dieser auch um seinen Führer zu bekümmern.“

Das Erstaunen der Naturforscher ist nach unserer Ansicht nicht gerechtfertigt, da wir ähnliche Verhältnisse in hinreichender Menge kennen gelernt haben.

Was speziell den Menschen betrifft, so sind es namentlich zwei wilde Tiere, die ihm anscheinend gern einen Dienst erwiesen. Da ist zunächst der Honiganzeiger zu erwähnen. Von ihm lesen wir folgendes bei Rebo: „Der Morot oder Honiganzeiger besitzt eine

besondere Naturgabe, Honig und Bienen, deren es in Aethiopien eine unbeschreibliche Menge, und zwar von den verschiedensten Arten gibt, zu entdecken. Einige sind gleichsam zahm und wohnen in Körben, andere halten sich in hohlen Bäumen auf, noch andere in Löchern und Höhlen unter der Erde, die sie mit Sorgfalt rein halten und so künstlich verstopfen, daß man Mühe hat, sie zu finden, obgleich sie oft nahe an der Landstraße sind. Der Honig, welchen sie unter der Erde bauen, ist vollständig ebenso gut wie der in Körben gewonnene, nur etwas schwärzer. Ich möchte fast glauben, daß es derselbe Honig gewesen sei, von welchem Johannes in der Wüste gelebt hat. Wenn der Morot ein Bienennest aufgespürt hat, setzt er sich an die Landstraße, schlägt mit den Flügeln, singt, sobald er jemand erblickt und sucht dadurch ihm begreiflich zu machen und ihn aufzumuntern, daß er ihm folgen solle und die Anweisung eines Bienennestes zu erwarten habe. Merkt er, daß man mitgeht, so fliegt er von Baum zu Baum, bis er an diejenige Stelle kommt, wo der Honig gefunden wird. Der Wespinier bemächtigt sich des Honigs, ermangelt aber niemals, dem Vogel einen guten Teil davon zu überlassen."

Zweifelhafter ist es, ob der Delphin dem Menschen beim Fischen behülflich ist, wie es die Alten behaupten. Da Carus Sterne analoge Verhältnisse zwischen asiatischen Fischern und den großen Säugern festgestellt hat, so kann man diese Berichte doch nicht schlankeweg als Fabel erklären.

Noch seien schließlich die Affen angeführt. Der Jäger, der einen Feind der Affen, also Löwen, Tiger, insbesondere einen Leoparden erlegen will, kann, wie übereinstimmend berichtet wird, auf den Beistand der Affen rechnen, da diese ihm durch Geschrei anzeigen, wo die Bestie steckt.

So war die Zähmung des Hundes nichts Merkwürdiges oder Schwieriges, sondern nur die Vollenbung eines Schrittes, der bereits im wilden Zustande von dem Tiere angebahnt war. Der oder die wilde Stammform wird es genau so getrieben haben, wie Brehm es heute vom Schakal erzählt: „Größeren Raubtieren folgen sie in Rudeln nach, um alle Ueberreste ihrer Mahlzeit zu berrücken; Reizejüge begleiten sie oft tagelang, drängen sich bei jeder Gelegenheit ins Lager und stehlen und plündern hier nach Herzenslust.“ Fast genau dasselbe sagt Roosevelt von den Präriewölfen: „Jedem Reisenden und Jäger waren sie als eine der häufigsten Erscheinungen in den Prärien vertraut; sie folgten den Jagdgesellschaften und den Jägern der Auswanderer wegen der Abfälle, die im Lager zurückblieben.“

Und von der Zähmbarkeit der Schakale schreibt Brehm: „Jung eingefangene Schakale werden bald sehr zahm, jedenfalls weit zahmer als Füchse. Sie gewöhnen sich gänzlich an den Herrn, folgen ihm wie ein Hund, lassen sich Lieblos oder verlangen Lieblosungen wie dieser, hören auf den Ruf, wedeln freundlich mit dem Schwanz, wenn sie gestreichelt werden, kurz, zeigen eigentlich alle Sitten und Gewohnheiten der Haushunde. Selbst als Gefangene unterwerfen sie sich mit der Zeit dem Menschen, so bissig sie auch anfänglich sich zeigen. Paarweise gehalten pflanzen sie sich ohne alle Umstände in der Gefangenschaft fort, begatten sich auch leicht mit passenden Haushunden. Adams sah in Indien Haushunde, welche dem Schakal vollständig gleichen, und nimmt an, daß sie aus einer Vermischung von beiden hervorgegangen sind.“

Wir verstehen deshalb, wenn nach der Ansicht des Aristoteles der Schakal eine besondere Zuneigung für den Menschen haben soll. Aelian geht noch einen Schritt weiter und behauptet, der Schakal weiche dem Menschen bei einer Begegnung höflich aus und eile ihm sogar zu Hilfe, wenn er von anderen Tieren angegriffen wird.

Das ist natürlich übertrieben, aber ein Körnlein Wahrheit steckt darin, wie wir gesehen haben. Wenn man bedenkt, daß heute noch Kirgisen und andere Naturvölker manche Tiere, z. B. Habichte und Sperber zur Jagd abrichten, Geschöpfe, die nach unserer Auffassung als ganz unzähmbar gelten, dann wird man umgekehrt behaupten können, daß die Zähmung der hundeartigen Tiere nicht merkwürdig oder gar schwierig, sondern bereits bei den wilden Urformen vorbereitet war, weil eben bei zahlreichen Geschöpfen schon in der Freiheit ein gegenseitiges Zusammenwirken besteht, wie wir es eben geschildert haben.

Kleines feuilleton.

Deutsches Leben im päpstlichen Rom. Deutsche Handwerker sind es, die zuerst in Rom und Italien überhaupt ansässig wurden. Schon im 15. Jahrhundert war das italienische Herbergswesen ganz in deutschen Händen. Dann kamen deutsche Schuster und Tischler, Feinschlosser und Uhrmacher, Buchdrucker und Instrumentenmacher nach dem schönen Süden, um hier heimisch zu werden und ihr Brot zu verdienen. Besonders aber waren es neben den Gastwirten deutsche, und zwar zumeist bayerische Wäcker, die die größte Beliebtheit in Rom genossen. So stellt Noad in seinem interessanten Buche „Deutsches Leben in Rom“ nach den noch vom Ende des 16. Jahrhunderts erhaltenen Bevölkerungslisten fest. Es entstanden Wunderschaften der deutschen Wäcker und Schuster und

andere landsmannschaftliche Stiftungen, in denen sich die noch nicht sehr zahlreichen Deutschen zusammentaten. Die alte, schon von Dante den Germanen verliehene Bezeichnung der „Trunkfrohen“ behielten sie bei und machten ihr alle Ehre, wie überhaupt gar mancher Sohn des Nordens der lodenden Glut des römischen Feuereins sich allzusehr hingeeben hat. Und zwar erregten nicht nur die Bäckergesellen, sondern auch die Seminaristen des „Collegium Germanicum“ durch ihren großen Durst das allgemeine Aufsehen. Der köstliche Frascatiwein mundete nämlich den jungen Schülern der Gottesgelahrtheit so vortrefflich, daß sie in ihren schwarzen Soutanen nicht selten in höchst bedenklichem Zustande durch die Straßen schwankten. Da die Seminaristen aber nun in ihrer geistlichen Tracht leicht für italienische Prediger gehalten werden konnten, so fürchteten die Abbaten eine Schwäbigung ihres Ansehens durch die weinfrohen „Barbaren“, und so wurde denn den deutschen Seminaristen eine grellrote Kleidung vorgeschrieben, nach der sie nach heute scherzhaft „gefärbte Krebse“ genannt werden und die sie von allen einheimischen Geistlichen deutlich unterschied. Natürlich konnten auch die in Rom lebenden Künstler den Rufm der Nüchternheit nicht für Deutschland retten. Vielmehr haben sie zu allen Zeiten tapfer mitgetrunken. Ein durch seinen Durst fast mehr als durch seine Malerei berühmter Künstler war am Ende des 17. Jahrhunderts der Tiermaler Peter Noos aus Frankfurt. Er war bald in Rom sehaft geworden, trat zum Katholizismus über und wurde für seine trefflich beobachteten, flott gemalten Szenen reich bezahlt. Aber er malte nur, wenn die Kasse leer war und dabei der ewige Durst so groß blieb wie zuvor. Von der Schnelligkeit und Sicherheit, mit der er arbeitete, erzählte man sich Wunderdinge. Einmal weitete der kaiserliche Gesandte in Rom, Graf Marini, mit einem schwedischen General, daß Noos ein ganzes Gemälde eher vollständig ausführen werde, als sie mit einem Kartenspiel zu Ende kommen könnten. Der Maler vollendete auch wirklich in wenigen Minuten ein vorzügliches kleines Hirtenstück und gewann dem Grafen die Wette. Neben den stromflohchten Flaschen hatte jedoch der deutsche Romfahrer noch eine andere gefährliche Verlodung: die römischen Mädchen; gar schnell hatte eine glühäugige Schöne einem leicht entzündlichen Künstler Herz und Sinne geraubt, und war er erst einmal gefangen, dann gab es kein Entrinnen: es mußte geheiratet werden. Schon im 17. Jahrhundert warnten die Schriftsteller vor der drohenden Heiratsgefahr, der die Fremden in Rom nur mit größter Vorsicht entgegen trönten, denn tüchterreiche italienische Familien betrieben direkt eine Jagd auf Deutsche, die sich am leichtesten überrumpeln und ins Ehejoch zwingen ließen. „Viele fremde Künstler sind in diese Rebe gefallen und ganz unerwartet zu einer Frau gekommen“, erzählt Archenholz. „Solche Vorfälle ereignen sich täglich.“ So haben viele berühmte deutsche Meister Ehen mit römischen Wirtstöchter oder einfachen Bürgermädchen geschlossen, glückliche Ehen, wie Raffael Mengs, der die schöne Tochter des Müllkutschers Guazzi heiratete, und Jos. Ant. Koch, der im Heimatsdorf seiner Frau, Dobano, selbst zum italienischen Bauer wurde; aber noch viel mehr unglückliche. Besonders schlimm ging es Peter Cornelius, dem großen Monumentalkünstler, dem ersten und erhabenen Philosophen der Zeichnung, der aber in seiner Jugend durchaus kein Dudmäuser war. Er hatte in Rom die schöne Dichtung der Goethe'schen Elegien in Wahrheit umwandeln wollen und bei der Geliebten, einer italienischen Schönen, ungehindert mancherlei Besuche abgestattet. Eines Abends aber befand er sich plötzlich in hilfloser Lage in dem Wassergraben der väterlichen Wigne und sah sich von den Brüdern des Mädchens umringt, die ihn mit wilden Drohungen zur Heirat zwangen. Er trennte sich später von seiner Frau, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte. Trotz solcher mannigfacher Gefahren gediehen aber die Deutschen in Rom recht gut. Sie freuten sich an dem lustigen Leben, an den tollen Maskeraden und üppigen Festen, die das päpstliche Rom des 17. und 18. Jahrhunderts zu einer besonderen Sehenswürdigkeit machten. Zwar stand zu den prunkvollen Schauffellungen und malerischen Aufzügen die Unreinlichkeit und Vermlichkeit der Straßen in starkem Kontrast. Man wachte im Rot, denn Straßenreinigung gab es nicht, auch Straßenbeleuchtung war nicht vorhanden; sie war sogar streng verboten, und jeder nächtliche Wanderer, der nicht erkannt sein wollte, konnte befehlen, die Wagenlaternen auszudrehen und die Fackeln, mit denen sich ein Fremder heimgeleiten ließ, auszulöschen. Doch welche Vergnügen bot dagegen der Karneval oder die täglichen Korfsofahrten! Goldglänzende, verschnörkelte Prachtkarossen machten um die alte Zirkusarena der Piazza Navona die Runde und am Wagenschlag ritten oder standen die eleganten Herren und Abbés, plauderten und kokettierten mit den herumfahrenden Damen, und in den schattigen Laubgängen ward das Liebespiel fortgesetzt. Das gefiel den Tugendhaften nicht und so ward während der Korfsofahrten der Platz unter Wasser gesetzt, sodas um des Vernini kühn aufgestürmte Fluchgruppe ein ganzer See entstand und das Vergnügen durch solche Hindernisse noch vermehrt wurde. Immer mehr Deutsche kamen im 18. Jahrhundert nach dem lustigen Rom und stibdelten sich hier an. „Es ist alles voll von Deutschen“, schrieb Schlozer 1779, und Moriz berichtet, wie er überall deutsche Vieder bei den Handwerkern gehört habe und ihm aus einer Schusterstube in mehrstimmigem Gesang das Lied: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus“ entgegengelungen habe. In Kaffeehäusern und Buchhandlungen, wo sich überhaupt das geistige Leben abspielte, trafen sich die deutschen Gelehrten und tauschten ihre Meinungen

aus. Schon Leibniz erzählt von solchen Zusammenkünften, und später ward das Café Greco am spanischen Platz der Mittelpunkt des geistigen deutschen Lebens in Rom.

Theater.

Neues Schauspielhaus: „Hopfenraths Erben“, Berliner Fosse in fünf Aufzügen von Heinrich Willen, neue Bühneneinrichtung von Hans Brenner. Warum die Willensche Fosse der Ehre einer Neubearbeitung und Neuaufführung wert erachtet worden ist, blieb ein Geheimnis. Situationen, Figuren, Dialog sind von erschreckend farbloser Nüchternheit. Der Erfolg, den dieses Stück in dem Berlin der siebziger Jahre erzielte, bezeugt nichts anderes, als die hochgradige Anspruchslosigkeit des damaligen Publikums. So mächtig der den überlieferteren Berliner Fossentil kopierende moderne Bee'sche Schwank „Am grünen Weg“ war, der neulich von der Direktion des Lustspielhauses herausgebracht wurde, an dem Maßstabe der Willenschen Szenen gemessen erscheint er beinahe noch beweglich und erfindungsreich. Auch davon, daß die ausgegrabene Fosse durch irgend ein bestimmteres Zeit- und Lokalkolorit hätte interessieren können, ist nicht die Rede. Was amüsierte und zum Teil ganz außerordentlich amüsierte, war neue, aufgepöppelte Zutat; und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß man noch viel kräftiger, als geschehen, gestrichen hätte. Die Vorstellung dauerte monstroser Weise bis dreiviertel Zwölf und verlangte schon aus diesem Grunde weitgehende Verkürzung. An der Witwe des seligen Brauereibesizers Hopfenrath, die sich den Ratschlägen ihres biedereren und bescheidenen Bruders, des Butterhändlers Gottfried Dabelstein zum Trost durchaus auf die Pfaffen herausspielen und einen angeblichen Grafen zum Schwiegerohn gewinnen will, kann auch bei stark verminderter Gesprächigkeit noch immer hinreichend stark dem Zuschauer bewiesen werden, daß Hochmut vor dem Fall kommt und daß nicht alles, was glänzt, auch Gold ist.

Nicht, daß die eingelegten Couplettexte etwas Besonderes böten! Im Gegenteil, sie frappieren vielfach geradezu durch altbackene Trivialität, während es doch heute bei der Fülle pikant witziger Gedichte, die im „Simplicissimus“, auch in den „Lustigen Blättern“ erscheinen, ein Leichtes hätte sein müssen, für den Versbedarf vorzügliche Mitarbeiter heranzuziehen. Aber die Musik von Gustav Michaelis war gefällig und Gisela Schneiders in der Rolle der Frau Blumberg, wie Harry Walden als Allertweltsterk Gelbriegel trugen die Unbedeutenheiten mit einer solchen lebendigen Verbe vor, daß der Reiz der Wiedergabe den Ärger über den Defizit des Wibes verdrängte. Allerliebste war Waldens Veerboom-Parodie in dem berühmten Hamletmonolog, seine Nachahmung der Ringkämpfer im Zirkus und des begeistert harrenden Publikums. Den eigentlichen Schläger des Abends vor, um dessentwillen er bei möglichster Erleichterung von Willenschem Ballaste noch viel Wiederholungen verdienen würde, bildete Bogumil Zepplers glänzende und glänzend dargestellte musikalische Parodie der Straußschen Salome, ein übermütig ausgelassener Spott von Offenbachscher Laune. Waldens Gelbriegel, schwarz bis zum Kragen zugeknöpft, schwarz behandschuhet und bezhündert, verwandelt sich in des Herodes schwarze Seele, Ernst Arndts jovialer Butterhändler wird der Prophet Jochanaan und Gisela Schneiders Heilsarmeemädchen zur Schleier-Tanzenden verruchten Salome; ein Knochlopp aus der Volkstümche figuriert als des Märtyrers abgeschlagenes Haupt. Die Wirkung war erschütternd komisch, in der Derbheit des Wibes blühten die amüsantesten Anspielungen und Beziehungen der Versflage auf. Die Herren Walden und Arndt zeigten auch in den trockensten Possenszenen erfrischenden Humor.

Musik.

Ein Zylus von Operetten des Altmeisters Johann Strauß lohnt sich wohl immer. So tat denn auch unser Zentral-Theater gut daran, sein sommerliches Gastspiel im Neuen königl. Opern-Theater (Stroll) hauptsächlich zu einem solchen Zylus zu verwenden. Abgesehen von Stücken, die jene Truppe bereits auf dem Repertoire hat, kamen diesmal zuerst „Der lustige Krieg“ (aus dem Jahre 1881 stammend) und nunmehr seit Sonnabend die komische Operette „Prinz Methusalem“ heraus. Genau 30 Jahre alt, versteht uns diese Operette noch zurück in die Zeit der allerharmlosesten Textbücher. Immerhin ist die Geschichte von den beiden Serenissimi, deren einer abgeseht wird und dessen Sohn samt der Tochter des anderen schließlich Herrscher beider Rändchen wird, wenigstens unterhaltlich und nicht allzu voll von Widerwärtigkeiten. Dazu aber nun die walzerkönigliche Musik, die selbst in diesem nicht auf erster Höhe stehenden Werke wiederum Zeugnis gibt von dem oft so wunderbaren Tonfarbengeschmacke des Komponisten. — Die Gesellschaft des Zentral-Theaters spielte im ganzen so, wie wir sie bereits mehrfach gekennzeichnet haben, allerdings mit der Dämpfung durch die Anforderungen eines bloßen Sommertheaters und eines Publikums, das erbarmungslos ein Lachgeheul anstimmt, wenn dem Komiker etwas „noch würstiger“ ist, und ebenso erbarmungslos in das feinste Ausklingen einer musikalischen Stimmung hinein-Hatscht. Unter den Ausführenden war uns neu Margarethe Gardt in der Titelrolle. Sie singt weit besser, als man von

Soubretten erwartet, und würde wohl durch eine bessere Atemtechnik ihr Können noch weiter steigern.

Humoristisches.

— Dieblicher Spul.

Nachts um die zwölfte Stunde
In Dieblich an dem Rhein,
Da fängt aus vollem Munde
Ein Löwe an zu schrei'n:

„Weh Euch, verfluchte Muder!
Ihr habt zu nächst'ger Zeit
Geraubt mir armem Schluher
Den Schmuck der Männlichkeit!

Ganz heimlich in der Stille
Schlug man mir was vom Leib,
Nun sieh' ich da und brülle
Und bin nicht Mann noch Weib!

Und gibt man mir's auch wieder
Nach Magistratsbeschlus,
Es war für meine Glieder
Durchaus kein Hochgenus!

Ihr Menschen laßt euch raten:
D, kommt nicht an den Rhein!
Ihr fallt an den Gestaden
Am End' wie ich herein!

Und wenn man euch auch kläglich
Wie mir Ersatz verspricht, —
Beim Steinbild ist das möglich,
Bei Menschen leider nicht!

Carlchen.

— Lust! Ein Arzt wird zu einer Gräfin gerufen. Der Diener führt ihn in ihr Schlafzimmer und bleibt dann an der Türe stehen. Frau Gräfin muß ganz untersucht werden. Sie beginnt sich auszukleiden. Einigemale hat sich der Doktor schon geräuspert und blickt fragend zur Gräfin und dann zum Diener, der keine Miene macht hinauszuweichen. Schließlich erlaubt er sich Frau Gräfin zu fragen, ob sie den Diener nicht herauscheiden wolle. Darauf großes Erstaunen! Aber wozu denn? Das ist ja kein Mensch!“ („Jugend“.)

Notizen.

— J. C. Guysmans, der französische Romanschriftsteller, ist in Paris im Alter von 59 Jahren nach längerer Krankheit gestorben. Er begann als Lihler und scharfer realistischer Beobachter. Dann verlor er Halt und Kompaß, durchlebte und analysierte die Sensationen des modernen Deladenten und endete schließlich in der asketischen Beschaulichkeit und experimentierenden Religiosität eines freiwilligen Mönches. Seine Romane wurden Bekennnisse seiner Entwidlung zum mystischen Katholizismus, der seinen inneren Vankrott doch nicht verbüllen konnte. Als Kulturdokumente der Zersetzung werden diese Bücher (à rebours [gegen den Strom], La bas, en route) ihren Wert behalten.

— Marcell Salzer wird vom 15. Mai bis inkl. 15. Juni allabendlich im Kleinen Theater auftreten. Das heitere Programm besteht aus mehreren Finalern und einer Auslese aus den „Lustigen Abenden“ Salzers.

— „Brunnenfestspiele“ werden in Wiesbaden unter der Teilnahme des Kaisers begangen. Der kaiserliche Hofpoet Josef Lauff eröffnete die Kunstbrunnenkur mit einem dramatischen Gedicht Gotberga, in dem die Heilkraft der Wiesbadener Quellen und die Paarung germanisch-römischen Wesens mit sehr viel Pathos verherrlicht wird. Schade, daß der Mann, der als kraftvoller Erzähler Talente bewiesen hat, solches Zeug dichten muß.

— Fiorenza, ein dreiaktiges Schauspiel von Thomas Mann, dem Verfasser der Buddenbrooks, erzielte am Frankfurter Schauspielhaus nur einen Achtungserfolg. Das Drama behandelte den Kampf Savonarolas gegen die Medici und führt die leidenschaftliche Askese zum Siege.

— Der Maler Philipp Klein, dessen in Licht und Sonne gebadete Kunst auf den Ausstellungen der Münchener und Berliner Sezession entzündete, ist 35 Jahre alt in Hornegg am Neckar gestorben. Er stammte aus Mannheim und war seit Jahren in München tätig.

— In Düsseldorf wurde die dritte internationale Kunstausstellung am Sonnabend eröffnet. Es wurde dabei allerhand törichtes Zeug über die Befreiung der deutschen Kunst vom Auslande geredet. Im Gegensatz dazu bemühte sich der Protektor der Ausstellung — ohne dergleichen geht es ja nun mal nicht — der Kronprinz, sich die Finger an Kunstreden nicht zu verbrennen. Er feierte die reizenden jungen Damen, die er auf der Straße gesehen habe.